

Zeitschrift: Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht
Band: 4 (1878)
Heft: 48

Artikel: Fortschritt und Rückschritt im Elementarsprachunterrichte
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-239382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Consortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. IV. Jahrgang.

ZÜRICH, den 29. November 1878.

Nro. 48.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementpreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzelle oder deren Raum.

Fortschritt und Rückschritt im Elementarsprachunterrichte.

F. Der Artikel in Nr. 44 dieses Blattes, betitelt: «Ein zürcherischer Lautirmethodiker des vorigen Jahrhunderts», ist gewiss von Vielen mit Interesse gelesen worden. Derselbe bringt als interessante Neuigkeit, «dass die Lautirmethode ältern Datums ist als gewöhnlich angenommen wird, ja dass sie Pfarrer Waser schon vor mehr als hundert Jahren für sich praktizirte.»

Diese Notiz lenkt unsere Aufmerksamkeit auf Erscheinungen im Sprachunterrichte hin, welche wir mit warmem Interesse verfolgen. Nach der Notiz erscheint das Buchstabiren als die herrschende Normalmethode im vorigen Jahrhundert und Pfarrer Wasers Lautirversuche als eine fortschrittliche Neuerung; also möchte man annehmen, dass das Buchstabiren vor dem Lautiren dagewesen. Diese Annahme mag richtig sein, insofern man die Methode nur im Verfahren der Schule sucht. Fassen wir aber den natürlichen Gang der Dinge in's Auge, so liegt auf der Hand, dass der Laut (mündl. Ausdruck) älter ist, als der Buchstabe (schriftl. Ausdruck), also auch das Lautiren ältern Datums sein muss, als das Buchstabiren.

Dass die Schule dem Naturgemässen den Rücken gekehrt und auf verkehrte Wege gekommen, zeigt uns nur, dass auch auf dem Gebiete der Schule Rückschritte zu verzeichnen sind und dass oft das Sprichwort zutrifft: «Je gelehrter, je verkehrter.» Es ist wirklich ganz eigenenthümlich, wie in der Schule das Naturgemässe mitunter den unnatürlichsten Künsteleien weichen muss.

Prüfen wir die Frage: Aus welchem Boden ist der schriftliche Ausdruck hervorgewachsen? Darüber, dass dieser sich aus dem mündlichen Ausdruck entwickelt, bedarf es keines Kopfzerbrechens, indem die Sache ebenso natürlich als einfach ist. Am mündlichen Ausdruck schärft sich das Gehör und die Auffassung. Beim Totaleindruck des gesprochenen Wortes bleibt man nicht stehen. Man wird der Gliederung des Wortes bewusst. Die Sprachlaute treten als Bestandtheile hervor. Die Laute werden unterschieden und gelangen zur geistigen Vorstellung. Das Wort wird artikulirt gesprochen — d. h. lautirt. Der Organismus der Sprachformen kommt zum klaren Bewusstsein.

Die Sprache wird zum geistigen Eigenthum, indem sich die einzelnen Laute und Lautverhältnisse zu klaren Vorstellungen gestalten. Das der Entwicklungsgang des mündlichen Ausdruckes. Niemand wird es bestreiten, dass erst die Kenntniss der Laute und Lautverhältnisse zum Buchstaben, zur Bezeichnung führen konnte. So ist aus dem Boden des mündlichen Ausdruckes — aus dem bewussten Sprechen — das Schreiben und Lesen hervorgewachsen. Man gelangte zum Schreiben, indem man die aufgefassten

Lautverhältnisse durch Zeichen darstellte. Man gelangte zum Lesen, indem die bekannten Lautverhältnisse in Buchstaben dargestellt erschienen. Es stellt sich also dar: das Schreiben als ein Bezeichnen des Gesprochenen, das Lesen als ein Rückgang zum Sprechen, dieses aber als das Wesentliche, welches jenen voranging. Hierin liegt der naturgemässe Entwicklungsgang auf dem Gebiete der Sprache, wie er im Leben der Völker deutlich vor Augen liegt. Es ist also richtig, dass die Lautirmethode ältern Datums ist als gewöhnlich angenommen wird. Sie verliert sich aber nicht nur in's vorige Jahrhundert, sondern in die Zeit hinauf, wo man den Buchstaben noch nicht kannte, ja es ist ganz unzweifelhaft, dass gerade die Lautirmethode auf die Erfindung der Buchstabenschrift geführt.

Es ist aber total unrichtig, wenn man annehmen wollte, dass die Buchstabirmethode ältern Ursprungs sei, als die Lautirmethode. Allerdings gehört der Schule das Verdienst, diese durch jene verdrängt zu haben. Das Verdienst des zürcherischen Lautirmethodikers erscheint hiedurch keineswegs geschmälert. Es gereicht ihm zur besondern Ehre, gegen den Strom verkehrter Ideen angekämpft und den naturgemässen Weg gesucht zu haben. Sein Verfahren näherte sich der richtigen Fährte und es wäre unbillig, den Fortschritt nicht anerkennen zu wollen. Allerdings blieb ihm noch verborgen, dass das Wesentliche nicht im schriftlichen, sondern im mündlichen Ausdrucke liegt, dass dieser von viel grösserer Bedeutung ist und jener nur in diesem seine lebensfähigen Wurzeln findet.

Hätte er den mündlichen Ausdruck, das Sprechen ohne Buchstaben, das eigentliche Lautiren mit seinem Söhnli gepflegt, dessen Gehör geschärft, dessen Sprachorgane geübt, dessen Aufmerksamkeit auf das gesprochene Wort und die Lautverhältnisse gerichtet, sein Söhnli, — um es mit einem Wort zu sagen — durch reine Sprech- und Lautirübungen zum bewussten Sprechen angeleitet und ihm den mündlichen Ausdruck als das Wesentliche auf den Scheffel gestellt und erst dann das Schreiben und Lesen folgen lassen, er hätte weder das illuminierte Frankfurter, noch das Berliner Namenbüchli gebraucht und die Lautirmethode wäre ihm ebenso wolfeil als einfach erschienen.

Wenn er, wie die übrigen ABC-Lehrer den Unterricht mit dem Lesen, mit dem Buchstaben und dessen Belautung begonnen und das Sprechen im Lesen aufgehen liess, so war das eben der herrschende Zug der Zeit, der ihn mitriss. Wir wollen mit jener Zeit nicht rechten, wenn sie es übersehen, dass dieses Verfahren, ob man auch statt des Buchstabennamens den Laut gebrauchte, gleichwol ein verkehrtes bleibt; wenn sie es übersehen, dass der mündliche Ausdruck nicht auf dem schriftlichen basirt, sondern umgekehrt dieser nur in jenem eine Grundlage findet; dass man, um für Schreiben und Lesen die unentbehrliche

Grundlage zu gewinnen, den mündlichen Ausdruck nicht voraussetzen darf, dass derselbe vielmehr als das Wesentliche für sich und vorgängig gepflegt und zum geistigen Eigenthum des Schülers gemacht werden muss; wenn jene Zeit es übersehen, dass Schreiben und Lesen den mündlichen Ausdruck nie ersetzen, dass jene mechanischen Uebungen viel eher das diesem innewohnende Licht auslöschten, so dass das Dreigestirn des Sprachunterrichtes, wie es sich im Sprechen, Schreiben und Lesen darstellt, ohne Fixstern und Mittelpunkt in verkehrten Bahnen sich bewegen muss; wenn jene Zeit es übersehen, dass der Sprachunterricht, der den mündlichen Ausdruck als entbehrlich bei Seite schiebt, zu einem bloss mechanischen Schreib- und Leseunterricht herabsinkt und den Namen Sprachunterricht nicht verdient; wenn jene Zeit sich begnügte mit einem Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt, und ein Werkzeug praktizirte, mit welchem sich die Kinder ritzen und quälen, dass sich der Herr ihrer erbarmen möchte — wenn jene Zeit das Alles nicht begreift, sagen wir, so können wir darin nichts Auffallendes finden; war jene Zeit doch so bescheiden, den Namen Sprachunterricht nicht zu kennen, indem sie nur von Fertigkeit im Lesen und Schreiben redete und nichts Anderes im Auge hatte.

Das war der Standpunkt der alten Schule bis zum Reformjahr von 1830. Die Reformschule hasste das Hauptübel der alten Schule, welche die Schüler nur auf mechanische Fertigkeiten abrichtete, ihre Geistesanlagen aber vernachlässigte, bei der Wurzel, indem sie als Hauptgrundsatz aufstellte: Der Unterrichtszweck ist ein doppelter, in der Hauptsache ein formaler, auf die Geistesanlagen berechnet, dann aber auch ein realer, auf Fertigkeiten und Kenntnisse gerichtet. Der Sprachunterricht erlitt eine gänzliche Umgestaltung; er wurde auf den mündlichen Ausdruck basirt und das Sprechen dem Lesen und Schreiben vorangestellt. Durch geordnete reine Sprech- und Lautirübungen sollte der Schüler vor Allem aus zum bewussten Sprechen gelangen und den mündlichen Ausdruck als das Wesentliche auffassen lernen und zum geistigen Eigenthume machen. Also vor Allem aus Bildung des Gehörs und der Sprechorgane, naturgemässe Sprachentwicklung vermittelt durch das Gehör.

Diesem Sprachkurs, bei welchem ausdrücklich die Buchstaben wegbedungen sind, soll dann das Schreiben als ein Bezeichnen des Gesprochenen und darauf das Lesen als Rückgang auf das Sprechen folgen. Ganz entsprechend diesem phonetischen Gang sollen auch die logischen Sprechübungen als das Wesentliche dem schriftlichen Ausdruck vorangehen und die Sprache zur Denklehre gestalten.

Hierin liegt der naturgemässe Gang des Elementarsprachunterrichtes der Reformschule. Derselbe ist ebenso einfach als klar und entspricht dem Entwicklungsgang der Sprache, wie dem des Kindes und disziplinirt die Bethätigung der Sinnes- und Geisteskräfte auf vortreffliche Weise.

Es ist keineswegs müssig, die Frage aufzuwerfen, ob die Schule im Laufe von 40 Jahren auf diesem naturgemässen Wege Fortschritte oder Rückschritte gemacht habe. Wir wollen keine Behauptung aufstellen, sondern uns beschränken, auf einige Erscheinungen aufmerksam zu machen.

Es gehört unstreitig die Gliederung des Sprachunterrichtes: Sprechen, Schreiben und Lesen zu den übereinstimmenden Grundsätzen unserer Elementarschule. Es ist klar, dass diese Gliederung den mündlichen Ausdruck als das Wesentliche hinstellt und selbständig, nicht erst mit dem schriftlichen Ausdruck gepflegt wissen will. Es will uns bedünken, dass die Uebereinstimmung hierin bedeutend Schiffbruch gelitten hat. Wäre darin ein Fortschritt zu erblicken? Steht wirklich der mündliche Ausdruck überall als das Wesentliche voran? Haben die reinen Sprach- und Lautir-

übungen noch überall ihre volle Geltung oder werden sie an den Buchstaben geknüpft?

Es liegt in den reinen Sprech- und Lautirübungen ein Prinzip, dessen Verlotterung einen bedenklichen Rückschritt beurkunden würde. Wir würden schlechten Hirten gleichen, welche Sodbrunnen graben und mit dem Schutt den reinen Quell verdecken. Der reine Quell geistigen Lebens liegt vorab im mündlichen Ausdruck. In ihm liegt der volle Ausdruck des Gedankens. Die Bezeichnung ist nur für den verständlich, der aus dem reinen Quell der Sprache schöpft.

Das gesprochene Wort und das geschriebene Wort sind zwei ganz verschiedene Dinge. Die Vermittlung der Anschauung ist eine total entgegengesetzte. Das geschriebene Wort bildet sich durch Zusammensetzung. Wollen wir bei Erlernung des mündlichen Ausdruckes denselben Weg gehen? Unmöglich! Hier liegt eben das Verkehrte und Unnatürliche. Welche Zumuthung an das Kind, dass es sich seine Sprache aus Buchstaben und Lauten zusammensetze! Kein Wunder, wenn die Kleinen weder richtig sprechen, noch richtig schreiben, noch mit Verständniss lesen lernen. Wenn das geistige Leben dieser Verwirrung nicht immer zum Opfer fällt, so ist das nur ein Beweis und ein Trost, dass der Geistesfunken unzerstörlich ist und auch im Dunkeln nicht erlischt.

Eine andere Erscheinung deutet nicht weniger auf einen Rückschritt hin. Es ist die sogenannte Normalwörtermethode, welche auch in unsere Elementarschule eingeschmuggelt wird. Es zeugt von einem Krankheitszustande, wenn die Pferde den Hafer auf die Seite schieben.

Schliesslich noch eine andere Erscheinung. Unsere Zeit macht nämlich wieder stark in «illuminirten Namenbüchlein». Die Kunstwerke dieser Art schiessen wie Pilze aus dem Boden. Wir können sie nicht als Fortschritt begrüßen. Sie deuten vielmehr auf einen Rückgang vom Naturgemässen auf unnatürliche Künsteleien hin. Der naturgemässe Sprachunterricht, der das Sprechen zur Grundlage hat, bedarf solchen Schwindels nicht. Warum zum gefärbten Zuckerbrod greifen, das den Magen verderbt? Die Gesundheitskommission sollte die Farbtöpfe untersuchen.

Es wird nicht lange gehen, so wird man für Kinder das reine Wasser in allerlei Farben präpariren und die Laute und Lautverhältnisse in Wachs modelliren, Alles zum Besten grösserer Klarheit und naturgemässer Einfachheit.

Alle diese Erscheinungen beurkunden eher einen Rückschritt als einen Fortschritt. Es ist und bleibt verkehrt, den mündlichen Ausdruck aus dem Schriftbilde herausdestilliren zu wollen und bleibt verkehrt, sich mit Schreiben und Lesen zu befassen, bevor man mit dem Sprechen vertraut ist. Die Unnatur rächt sich. Nur da, wo das Sprechen in seiner naturgemässen Bedeutung zur Geltung kommt, kann der Sprachunterricht zur vollen Blüthe gelangen und zur Freude und Lust der Kinder werden.

Das evangelische Lehrerseminar in Unterstrass.

Der Jahresbericht des evangelischen Seminars in Unterstrass, aus welchem wir in letzter Nummer einige Notizen brachten, wird auch diesmal mit einer Art pädagogischer Abhandlung eingeleitet, in der wir manchen guten und praktischen Gedanken, daneben aber auch eine Reihe von Ansichten ausgesprochen finden, die wir theils kaum zu fassen und zu verstehen, theils nicht zu billigen im Stande sind. Obschon wir nämlich in der christlichen Lehre das Ideal wahren Menschenthums erblicken, vermögen wir der Logik solcher religiöser Schwärmerei nicht zu folgen, die u. A., wie in vorliegendem Berichte zu lesen, allen Ernstes behauptet, „Gott könnte uns das Nöthige (die Existenzmittel der Anstalt) auch sonst geben“ (d. h. ohne dass wir bei den Menschen anknöpfen).

Im Gegensatz zu einer Reihe sogen. „liberaler“ Organe (u. A. der „Freisinnige“ von Wetzikon), welche die Kardinalklagen des